

Liebeshörig.

Roman von Ferdinand Runkel.

(9. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Was enge Zusammenleben im Seebad bringt naturgemäß täglich mehrere Begegnungen mit sich, und so traf Kornelia, als sie mit ihrer Mutter zum Promenadentouren ging, einige Stunden später wieder mit dem interessanten Fremden zusammen. Sofort ging er auf die Damen zu, zog höflich den Hut und bat um Verzeihung, daß er sich gestern nicht vorgestellt habe. Er nannte seinen Namen ganz einfach „Mohrungen“, und ging, mit der Frau Professor respektvoll plaudernd, an der Seite der beiden Damen um den Konzertplatz spazieren. Man kam auf den gestrigen Ausflug zu sprechen, und Kornelia meinte, sie möchte für ihr Leben gern einmal weiter hinaus an der Küste wandern, bis dahin, wo das Badesleben zu Ende sei.

„Bis zum Kap Stolteraa?“ „Ach, ein Kap ist hier in der Nähe . . . sehen Sie, Herr Mohrungen, wie man doch trotz einer ausgezeichneten Bildung nicht von Kindeindrücken loskommen kann. Was habe ich mir immer in der Geographiestunde unter einem Kap vorgestellt. Denken Sie, ich habe noch nie ein Kap gesehen. Sie sind gewiß schon um viele Kaps herumgejagelt?“

„Ja, gewiß, aber die beiden berühmtesten und gefährlichsten, das Kap Horn und das Kap der guten Hoffnung, habe ich noch nicht kennen gelernt. Wenn die Damen sich meiner Führung anvertrauen wollen, bin ich gern bereit, Sie nach dem Kap Stolteraa zu begleiten. Es ist zwar nicht gefährlich, es sind immer Leute um die Wege, aber für zwei einzelne Damen ist es doch wohl besser, in Herrenbegleitung so weit über die Grenze des Bades hinauszuweichen. Es steht eine sehr schöne Brandung an dem Kap und die Küste ist mit großen Steinen überjät.“

„Wollen wir heute nachmittag, Mamachen?“ „Aber Kind, Du weißt doch, daß mir solche weite Touren beschwerlich fallen; warte doch, bis Papa von Kopenhagen zurückkommt.“

Mohrungen hätte zu gern gefragt, was der Papa in Kopenhagen tat, aber gerade, weil das junge Mädchen einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, war er zurückhaltend. Die Aussicht jedoch, einen ganzen Nachmittag mit Kornelia zusammen zu sein, machte ihn bereit. „Gnädigste Frau, wir können einen Wagen nehmen und fast bis an das Borgebirge hinfahren, oder, noch besser, wenn sich die Damen mir anvertrauen wollen, können wir im Boot hingegeln. Es sind dort überall lange Bühnen in die See hinausgebaut, wo man gut anlegen kann. Das Wetter ist herrlich — er blickte nach dem Himmel —, der Wind steht gut, gut zur Hin- und Rückfahrt, ich bin des Segelns

einigermaßen kundig, außerdem nehmen wir einen Bootsmann mit . . .

„Guten Morgen, lieber Baron!“ Ein Herr, der an ihnen vorüberstrich, hatte die Worte gerufen. Mohrungen grüßte und ging weiter. Die Damen jahen einander mit bedeutsamen Blicken an.

Die Segelpartie wurde gemacht und legte den Grund zu einer größeren Vertraulichkeit zwischen den beiden jungen Leuten. Der Vater kam, auch

er vorläufig nichts wissen, bis Satto sich einen Beruf gegründet hatte.

Nun war alles anders gekommen. Aus dem dritten Bruder, der mit einer kleinen Pension und einer geringen Apanage auskommen mußte, war im Laufe eines halben Jahres, der Herr eines großen Besitzes geworden. Und was war nun geschehen? Seltsamerweise war Mohrungen auf die Verlobung, der doch nun nichts im Wege gestanden hätte, nicht mehr zurückgekommen. Sein Benehmen war gleich herzlich geblieben, der Briefwechsel zeigte keine Abkühlung, aber es war doch auffällig, daß nicht mit einem Wort darin von der Zukunft die Rede war.

Die feinsinnige Kornelia bemerkte das zuerst, dann fiel es auch der Mutter auf, und durch sie erfuhr der Vater davon. Er winkte ab und meinte, erit das Trauerjahr vorüberlassen, und dann wird das andere von selbst kommen. Satto ist ein gediegener Mensch. Man kennt seine Leute, wenn man so viele junge Menschen erzogen hat. Wozu jetzt von Dingen sprechen, die doch selbstverständlich sind, macht euch darüber keine Sorgen, vor allem stellt keine indiscreten Fragen. Satto denkt sicher mehr an die Zukunft, als er davon spricht.

Der Vater hatte nicht recht. Mohrungen war nicht anderen Sinnes geworden, im Gegenteil, seine Liebe vertiefte sich von Tag zu Tag mehr. Anfänglich hatte er sich wirklich gesagt, man müsse das Trauerjahr abwarten, und dann hatte ihn die eiserne Krankheit gepackt, der seine beiden Brüder erlegen waren, und er fand nicht den Mut, die jugendfrische, lebenswürdige Kornelia in sein dunkles Gesicht einzuweihen, noch weniger aber, von der Zukunft zu sprechen, die schwarz und schwer herandrohte.

Es klingelte. „Herr Professor, draußen ist ein Herr,“ meldete das Mädchen, der um eine kurze Unterredung bittet.“

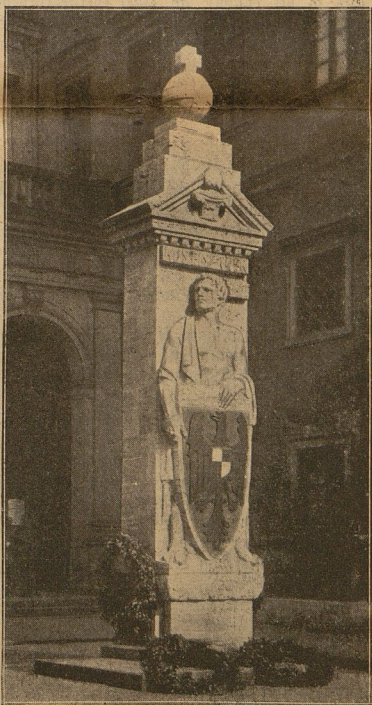
„Hat er seinen Namen genannt?“ Der Professor sah ärgerlich von dem Korrekturbogen seiner Tacitus-Ausgabe auf, denn er liebte es nicht, wenn er in diesen stillen Abendstunden gestört wurde.

„Nein, er hat keinen Namen gesagt.“ „So lassen Sie sich seine Karte geben, ich empfangen niemand, den ich nicht kenne.“

Das Mädchen kehrte sofort mit der Visitenkarte zurück, die der Professor eingehend studierte.

„Freiherr Rosk von Bahlingen?“ Weiter stand nichts drauf. Der Gelehrte dachte sich, daß es mit adeligen Herren, die zu so ungewöhnlicher Zeit Besuche machen, eine eigene Bewandnis habe. Sie entpuppen sich gewöhnlich als Agenten für irgend-eine Sache . . . Aber man kann nicht unhöflich sein, der Herr kommt vielleicht von Satto, dachte er weiter und gab den Auftrag, ihn hereinzuführen.

Es war ein schlanker, sehr vornehm aussehender Herr von etwa fünfundsiebzig Jahren, tadellos angezogen, sicherlich kein Agent. Ein hübsches, etwas müdes Gesicht, nicht unsympathisch, aber



Das neue Augsburger Kriegswahrzeichen, eine auf dem altertümlichen Fischmarkt errichtete sieben Meter hohe Wahrsäule, nach dem Entwurf des Münchener Professors Albertshofer. Aus dem Kriegswahrzeichen strebt plattich eindrucksvoll eine germanische Reckenfigur empor, die einen ihr bis zur Brust ragenden Schild mit dem Reichsadler hält.

er fand Gefallen an dem bescheidenen, vornehmen Mann. Und wenn auch seine Lieblingsidee, Kornelia als große Lateinerin vor der Welt prunken zu sehen, in die Brüche ging, gab er doch gern seine Einwilligung, daß Kornelia und Mohrungen sich füreinander bestimmt betrachteten durften. Von einer offiziellen Verlobung wollte

doch mit einem unruhigen Flackern in den Augen, das dem erfahrenen Menschenkenner Vorsicht anbefahl.

„Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich zu so ungewöhnlicher Stunde störe, aber ich komme in einer sehr heißen Angelegenheit, sie betrifft meinen Freund Hatto, von Mohrungen und das Verhältnis, in dem er zu Ihrem Hause steht.“

„Kommen Sie im Auftrage des Herrn von Mohrungen?“

Ein unsicheres Leuchten ging von den Augen des jungen Mannes aus; er machte eine kurze Pause, erklärte dann aber mit Bestimmtheit: „Zunächst, Hatto hat mich beauftragt.“

„Das nimmt mich Wunder, Herr Baron, denn wir haben erst heute vormittag einen Brief von ihm bekommen, worin er nichts von Ihnen mitteilt; ich entfinne mich auch niemals, daß er Ihren Namen genannt hätte.“

Einen Atemzug lang wurde der Fremde unsicher, dann aber antwortete er mit einem verbindlichen Lächeln: „Das mag wohl ein Zufall gewesen sein; der Brief war sicher an Ihr Fräulein Tochter gerichtet?“

„Ganz recht, Herr Baron.“

„Sehen Sie, Herr Professor, das ist eben die Sache, und das gnädige Fräulein soll von der Vorherrschaft, die ich Ihnen zu bringen habe, nichts erfahren, oder wenigstens nicht durch Hatto selbst. Das gnädige Fräulein soll vorsichtig und allmählich vorbereitet werden.“

Der Professor erschraf. „Ist Herr von Mohrungen etwas zugezogen?“

„Leider ja. Hatto zeigt seit einiger Zeit dieselben Krankheits Symptome wie seine beiden Brüder. Das entsetzliche Angstgefühl, das ihn Tag und Nacht nicht ruhen läßt, die nervösen Erscheinungen, die dem Ausbruch der Geisteskrankheit der beiden älteren Brüder vorangingen, haben sich auch bei ihm eingestellt. Er hält es nun für selbst, eine so junge und lebenswürdige Dame an sein dunkles Schicksal zu binden, hat aber nicht den Mut, dem gnädigen Fräulein selbst davon zu sprechen. Er will nicht, daß das gnädige Fräulein sich an einen Mann setze, der dem Wahnsinn verfallen ist und dem vielleicht ein jahrelanges Vegetieren in einer Irrenanstalt bevorsteht. Deshalb möchte er, so lange sein Verstand noch klar ist, dem gnädigen Fräulein die Möglichkeit geben, von dem Verlöbniß zurückzutreten.“

„Und warum spricht er nicht selbst mit mir?“

„Ich sagte ja schon, er hat nicht den Mut dazu. Er fürchtet sich, seinen trüben Gedanken Worte zu lassen. Er bittet Sie auch, die ganze Angelegenheit ihm gegenüber nicht zu erwähnen, sondern nur das gnädige Fräulein vorsichtig einzunehmen, damit sie der Schlag nicht allzu sehr treffe, wenn er eintreten sollte. Es würde Hatto sympathisch sein, wenn das heimliche Verlöbniß von seinen dem gnädigen Fräulein gelöst würde.“

„Ich verstehe, verstehe ganz gut, mein Herr Baron, und ich denke, unsere Unterredung ist jetzt beendet.“ Der Professor erhob sich brüsk und öffnete dem Besucher die Tür: „Mein Herr, wir haben einander nichts mehr zu sagen.“

Baron von Vahlingen verbeugte sich und jagte mit verbindlichem Lächeln: „Lassen Sie den Boten nicht entgelten, wenn er der Ueberbringer einer traurigen Botschaft sein mußte.“

Damit war er zur Tür hinaus. Professor Köbner ging aufgeregt im Zimmer hin und her, schüttelte den Kopf und sprach immerfort vor sich hin: „Wer hätte das von Mohrungen gedacht; aber die Frauen haben immer das richtige Gefühl. So eine heimtückische Art, sich hinter Krankheit zu verstecken. Als armer verabschiedeter Offizier schäme er sich glücklich, Kornelia zu bekommen, als reicher Grundbesitzer ist sie ihm natürlich nicht standesgemäß. Pflui Teibel.“

Es war ihm nicht möglich, an seine Arbeit zurückzukehren. Seine Nerven flogen. Und es war kein Wunder, denn sein einziges Kind, an dem sein ganzes Herz hing, war verletzt und, wie er

wußte, schwer. Er saß eine Zeitlang still, blies dicke Wolken Zigarrenrauchs vor sich hin und überlegte, auf welche Weise er Kornelia die Hiobspost überbringen sollte. Es ihr direkt zu sagen, war nicht möglich, aber . . . jetzt fiel ihm etwas ein. Da war ja das in der vatikanischen Bibliothek neu aufgefundenen Fragment aus dem fünften Buch der Historien des Tacitus, fünfunddreißig Pergamentblätter. Sicherlich würde sein Freund, der Vater Tuppinger in Rom, ein ausgezeichnete Gelehrter und Rüstos an der Vatikanischen Bibliothek, gern Kornelia gestatten, die Handschrift zu kopieren. Das war eine Arbeit, die gut ein Vierteljahr dauern konnte, und in einem Vierteljahre würde man schon eine Ausssucht finden . . . ja, ja, das war das Richtige. Zuerst aber mußte er seine Gattin einweihen . . . frische Fische, gute Fische. Arbeiten konnte er heute doch nicht mehr, also hinüber.

Er fand die Frau Professor allein, Kornelia war ausgegangen, um Besorgungen zu machen, und wurde vor dem Abendbrot nicht zurück erwartet. So konnten die beiden Eltern die Gelegenheit in Ruhe besprechen. Nachdem Köbner seiner Gattin den Fall in der Beleuchtung dargestellt hatte, in dem er ihm erschien, schloß sie sich seiner Ansicht an, daß man keinen Versuch machen sollte, die Sache wieder einzurenken.

„Er ist immer ein bißchen schwächlich gewesen, und es sieht ihm durchaus ähnlich, daß er nicht selbst die Initiative zur Lösung des Verhältnisses ergreift, sondern einen Dritten mit der Erklärung zu uns schickt. Die Sache hört sich ganz plausibel an. Tatsächlich sind seine beiden Brüder, das hat er uns ja oft erzählt, an einer Geisteskrankheit schnell hintereinander gestorben. Ich habe aber nichts davon gehört, daß sich ähnliche Symptome schon bei ihm eingestellt hätten, möglich wäre es ja. Die Krankheit, die er sich im Chinasefzug geholt, wirkt ja häufig auf den Geisteszustand, und dann handelt er ja eigentlich wie ein ehrlicher Mann, der unsere Tochter nicht einem unheilvollen Geschick entgegenführen will.“

„Ach was, Mutter, das sind Kläusen. Du wirst sehen, ehe ein Vierteljahr ins Land geht, ist er verheiratet. Mein, nein, so günstig, wie Du ihn beurteilst, beurteile ich ihn nicht.“

„Ja, lieber Freund, das ist nun alles eins. Die Hauptsache ist, wie wird es Kornelia annehmen?“

„Ich denke, wir sagen ihr gar nichts, sondern schicken sie einfach nach Rom. Ich sprach Dir doch schon von den Tacitusfragmenten, die kam sie mir kopieren.“

„Aber, Vater, das geht doch nicht. Wir würden Kornelia in eine höchst unangenehme Lage versetzen. Sie würde von Rom aus an Mohrungen schreiben und keine Antwort erhalten, nein, nein, so geht das nicht. Ich bin mit Deinem Plan ganz einverstanden, sie nach Rom zu schicken, aber nicht, ohne daß sie vorher völlig aufgeklärt ist, und auch nicht, bevor sie sich von dem Schlag einigermaßen erholt hat.“

„Den letzten Brief Mohrungen hat sie bereits beantwortet?“

„Ja, gestern.“

„Nun, dann müssen wir einmal abwarten, in welcher Form er sich nunmehr äußert. Er weiß ja sicher, daß sein Abgesandter heute bei uns war, und es wäre interessant, wie er sich nun zu der Frage stellt.“

„Ob man da noch länger warten soll, oder ob es nicht besser ist, wenn Du ihr Mitteilung machst?“

„Daran habe ich auch schon gedacht, aber es will mir doch scheinen, Kornelia müßte die Initiative ergreifen. Sieh mal, das Kind liebt den Mann, und ich fürchte, es würde ihr sehr nahe gehen. Glücklicherweise habe ich der Veröffentlichung der Verlobung nicht zugestimmt. Ich meine, zu all dem Herzeleid, das dem Kind angetan worden, dürfte nicht auch noch der Matel der verabschiedeten Braut kommen. Ich habe die Empfindung,

Kornelia muß ihm rundweg den Absagebrief schreiben.“

„Ob sie das tun wird, ohne sich noch einmal mit ihm auszusprechen?“

„Aber, wo denkst Du hin, Mutter?! Kein Wort mehr, ich würde ja meine Tochter nicht wiedererkennen. Wo bleibt denn da der Mädchenstolz . . . still, still, ich höre sie kommen, wir wollen jetzt nicht darüber sprechen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Drama von Glossow.

Original-Roman von H. Courthys-Mahler.

(9. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Michael von Sachau wandte sein Gesicht von ihr ab, er konnte ihren Anblick nicht mehr ertragen.

„Geh und tue, was ich Dir sage. Ich will nicht, daß Gregor mit Sanna zusammenstößt.“

„Aber er kommt doch hauptsächlich aus dem Grunde hierher, um seine Sache bei Sanna selbst zu führen. Das kannst Du ihm doch nicht wehren.“

„Es hat keinen Zweck, Sanna wird niemals seine Frau. Geh, laß mich allein und tue, was ich Dir sagte. Du kannst Sanna sagen, daß ich mit ihr zu sprechen habe. Schide sie mir sofort herbei.“

Es lag etwas in des Professors Benehmen, das sie verstummen machte und in großer Unruhe hinaustrieb.

Draußen blieb sie eine Weile reglos und mit geentem Kopfe stehen.

„Was ist das?“ fragte sie sich ganz fassungslos.

Aber sie kam seinem Willen nach und sandte Sanna zu ihm. Natürlich schickte sie dieser sofort nach, um zu lauschen. Das Schlafzimmer des Professors hatte zwei Türen. Eine davon konnte Friedrich nur bewachen.

Sie kam aber auf ihrem Laufherposten nicht auf ihre Kisten, aus dem, was sie hörte, wurde ihr keine Erklärung für das sonderbare Verhalten des alten Herrn.

„Du hast mich rufen lassen, Oheim Michael,“ sagte Sanna, als sie an das Lager des Professors trat, und etwas wie Mitleid lag in ihren Augen, als sie sein bleiches, verallenes Gesicht sah.

„Ja, mein Kind,“ antwortete der Professor mit ungewohnt weicher Stimme, „ich wollte Dir etwas sagen. Du weißt, daß Gregor, trotzdem ich ihm abgeschrieben hatte, heute abend ankam.“

„Ja, Oheim Michael, ich hörte es von Tante Anna.“

„Er will versuchen, Dich anderen Sinnes zu machen.“

„Das kann er sich und mir sparen — ich werde immer nur ein Nein bereit haben, werde mich überhaupt nie verheiraten,“ sagte Sanna fest.

Der alte Herr sah mit matten Augen zu ihr auf und zum ersten Mal empfand er mit Bewußtsein, welch ein reizendes, liebenswertes Geschöpf da vor ihm stand.

„Es soll Dich niemand zwingen, Sanna und weiter behelligen. Deshalb bitte ich Dich, bleibe in meiner Nähe, bis Gregor das Haus wieder verlassen hat. Ich habe seiner Mutter soeben gesagt, daß ich nicht will, daß er mit Dir unter einem Dache bleibt. Er wird diese Nacht im Gasthaus bleiben und morgen wieder abreisen. Du kannst Dich im Nebenzimmer aufhalten, bis Gregor fortgegangen ist. Friedrich soll Dir dort Dein Abendessen auftragen. Ich wünsche bringend, daß Du meine Zimmer nicht eher verläßt, als bis Gregor nicht mehr im Hause ist.“

In Sannas Augen war ein Schein von Wärme. Sie reichte dem Oheim rasch die Hand. „Ich werde tun, was Du mir sagst, Oheim Michael. Und ich danke Dir, daß Du mir ein peinliches Zusammenstößen mit Gregor ersparen willst,“ sagte sie, erleichtert aufatmend.

Er drückte ihr leise die Hand und winkte ihr dann matt zu, sich in das Nebenzimmer zu begeben. Sanna ging hinüber und ließ sich am Fenster nieder. Mit großen, nachdenklichen Augen sah sie in den stillen, dunklen Garten hinaus. Nur an der Pforte war er durch eine Laterne matt erhellt. Und durch diese Pforte sah sie etwa eine Stunde später Gregor eintreten und auf das Haus zuschreiten.

„Wie gut, daß ich ihm nicht begegnen muß,“ dachte sie aufatmend.

Und dann ließ sie sich von Friedrich einen Imbiß für den Abend aus der Küche herüberholen.

Gregor und seine Mutter saßen sich allein beim Abendessen im Speisezimmer gegenüber und sahen sich betroffen in die blassen Gesichter.

Frau von Nehling hatte ihrem Sohne alles berichtet. Sie sprachen leise und erregt miteinander.

„Es muß irgend etwas geschehen sein, Gregor, was Oheim Michaels Wesen völlig verändert hat. Ich weiß nicht, was ich denken soll,“ jagte die alte Dame unruhig.

Gregor, ein schöner stattlicher Mensch, in dessen regelmäßig geschnittenem Gesicht nur die kalten, falschen Augen unangenehm störten, die er von seiner Mutter geerbt hatte, biß die Zähne zornig in die Lippen.

„Verdammt noch einmal! Der Alte wird, wie mir scheint, kindisch. Was soll das heißen? Ich lasse mich doch nicht so einfach von ihm kalt stellen. Daß er an das Bett gefesselt ist, könnte mir ja nur zu statten kommen, da hätte ich mit Sanna freie Hand. Und da soll ich underrichteter Dinge wieder abziehen? Nein, fällt mir nicht ein. Ich muß das Mädchen haben — und ich will. Nur eine Stunde mit ihr allein und ungestört, dann habe ich gewonnenes Spiel und dann hat der Alte nichts weiter nötig als Ja und Amen zu sagen.“

„Dieses Alleinsein wird er aber eben verhindern, Gregor. Ich jagte Dir ja schon, er hält Sanna in seinen Zimmern, bis Du das Haus verläßt,“ erwiderte seine Mutter. Er lautete höhnisch auf.

„Es soll mir trotzdem leicht sein, meinen Willen durchzusetzen. Höre zu, Mutter. Ich verlasse jetzt das Haus und gehe scheinbar ins Gasthaus. Du gibst mir aber den Schlüssel zu der kleinen Hintertür im Garten und zu der Hintertür, die ins Haus führt. Auf diesem Wege komme ich sofort wieder zurück und verstecke mich im Hause. Du hast nichts zu tun, als die Diensthofen im Erdgeschloß festzuhalten und brauchst Dich um weiter gar nichts zu kümmern. Sobald sich dann Sanna in ihre Zimmer zurückzieht, findest sich für mich eine Gelegenheit zum Alleinsein mit ihr. Ich will doch sehen, ob mir das törichte Ding widerstehen kann, habe schon andere Tropfköpfe besiegt, und ihre Etscheu werde ich ihr bald genug angetrieben haben.“

„Aber wenn es einen Skandal gibt, Gregor?“ fragte die Mutter ein wenig ängstlich.

Er machte eine hastig abwehrende Handbewegung.

„Mit solchen Bedenken kommt man nicht weit. Gerade Sannas Sprödigkeit reizt mich doppelt, mein Ziel zu erreichen. Ich werde mein Vorgehen mit übergroßer Liebe entschuldigen. Das wirkt immer auf die Weiber. Sei ganz unbesorgt. Kümmer Dich um nichts weiter, als um die Diensthofen, die müssen im Erdgeschloß in ihren Zimmern bleiben. Und wenn Du mich dann in Sannas Zimmern verschwinden siehst, dann halte Dich in der Nähe. Sobald ich die Tür ein wenig öffne, trittst Du ein und legest unien Bund. Ist Sanna dann noch wider Erwarten widerspenstig, dann wird sie sich fügen, wenn Du mich in ihrem Zimmer überraschest; es bleibt ihr dann nichts anderes übrig.“

Frau von Nehling war nicht so ganz überzeugt, daß alles nach Wunsch gehen würde, aber Gregor wies heftig und ärgerlich alle Einwendungen zurück. Und da sie in ihrer Mutterreife auch überzeugt war, daß keine Frau ihrem Sohne wider-

stehen könne, wenn er seine ganze Persönlichkeit ins Treffen führte, so gab sie schließlich nach und mahnte nur noch zur größten Vorsicht.

Sie flüsterien noch eine Weile zusammen und dann händigte die Mutter dem Sohne die beiden Schlüssel aus.

Dann entfernte sich Gregor, ziemlich geräuschvoll, und sprach noch im Flur laut sein Bedauern aus, daß der liebe, hochverehrte Oheim Michael krank sei und daß er ihn nicht sehen könne.

Sanna sah ihn durch den Garten nach der Pforte zurückgehen und verschwinden. Anna von Nehling suchte nochmals den Professor auf und meldete ihm, daß Gregor „tiefbetäubt“ nach dem Gasthaus gegangen sei. Er hoffe jedoch, morgen früh noch einmal vor sein Angesicht zu dürfen, ehe er abreise.

Der alte Herr winkte stumm ab. Und dann ließ er Sanna rufen aus dem Nebenzimmer.

„Du kannst nun zu Bett gehen, Sanna. Gregor ist fortgegangen.“

„Das will ich tun, Oheim Michael. Gute Nacht! Ich wünsche Dir gute Besserung.“

„Ich danke Dir. Gib mir Deine Hand, Sanna.“ Sie tat es, zögernd und unsicher. Vertrauen konnte sie noch immer nicht zu ihm fassen. Zu lange war er ihr fremd und feindsig erschienen. Nur Mitleid fühlte sie mit ihm, das Mitleid eines edlen Herzens, das an fremdem Leid nicht unberührt vorübergehen kann.

Er sah ihr mit einem stillen, nachdenklichen Blick in die Augen.

„Sie muß es erst lernen, ein Herz zu mir zu fassen“, dachte er.

Sanna ging aus dem Zimmer und sah nicht mehr zurück.

8. Kapitel.

Draußen im Flur war kein Mensch zu sehen, auch auf der Treppe nicht. Friedrich hielt im Nebenzimmer bei seinem Herrn Wache für die Nacht und die übrigen Diensthofen hatte Frau von Nehling schon zu Bette geschickt.

Nach oben auf dem langen, schwachbeleuchteten Korridor war alles still und menschenleer. Die kleine Lampe, die hier ihr Licht so spärlich spendete, pflegte die ganze Nacht zu brennen, weil Michael von Sachau manchmal des Nachts, von seinem nervösen Leiden getrieben, durch das ganze Haus wandelte.

Ahnungslos, daß man ihre Sicherheit und Ruhe bedrohte, schritt Sanna langsam den Gang entlang und betrat ihre Zimmer.

In demselben Augenblick, als sie das elektrische Licht in ihrem Zimmer einschaltete, wurde sie plötzlich von zwei starken Armen fest umfaßt und eine heisere Männerstimme flüsterte ihr heiße, leidenschaftliche Worte ins Ohr.

„Sanna — meine süße, heißgeliebte Sanna, verzeihe mir, wenn ich Dich erschrecke. Aber ich konnte nicht fort, ohne Dich gesehen, mit Dir gesprochen zu haben. Wie konntest Du so grausam sein, Dich mir zu entziehen? Weißt Du nicht, wie unjagbar ich Dich liebe? Ich bete Dich an, mein süßes, geliebtes Mädchen. Du wirst mich nicht von Dir stoßen. Laß mich Dich lehren, wie süß die Liebe ist. Sei mein, Sanna, sei mein, ich will und kann nicht leben ohne Dich. Meine Liebe ist so tief und heiß, daß sie auch die Deine erwecken muß. Sei nicht grausam, meine Sanna, stoße mich nicht von Dir. Rühst Du nicht, wie süß es sich in meinen Armen ruht? Hörst Du nicht, wie mein Herz verlangend nach Dir schlägt? Laß mich Dich küssen, Geliebte. Nicht wahr, Dein spröder Mädchenstolz ist besiegt? Du fügst Dich willig meiner heißen Liebe und bist mein — mein. Du wehrst Dich nicht mehr, meine Liebe ist so groß und mächtig, daß Du ihr nicht widerstehen kannst. Laß mich Dich küssen, süße Sanna.“

Gregors Erregung war groß genug, daß seine Worte eine gewisse Leidenschaft verrieten.

Sanna war so maßlos erschrocken durch diesen Ueberfall, daß sie zunächst halb ohnmächtig und wie gelähmt in seiner Armen lag. Das täuschte

ihn und machte ihn sicher. Er glaubte schon gewonnenes Spiel zu haben. Aber in dem Augenblick, da er sich herabbeugte und sie küssen wollte, wurde sie wieder Herr über ihre Glieder. Sie bog sich mit einem jähen, wilden Ruck nach rückwärts, daß sich seine Arme lösten und sie die ihren frei bekam, da er nicht darauf vorbereitet war. Und nun sie die Arme frei hatte, schlug sie ihn, übermannt von Scham, Zorn und Abscheu, mit der geballten Faust ins Gesicht, so daß er einen Augenblick zurucktaumelte. Ehe er, von dem Schlag geblendet, wieder nach ihr fassen konnte, war sie zur Tür hinaus und flog den langen Gang und die Treppe hinab, wie ein gehektes Wild.

Sie sah nicht, daß hinter ihr am Ende des Ganges die Gestalt Anna von Nehlings auftauchte. Nur von dem einen Gedanken war sie befeelt: Lieber sterben als Gregor noch einmal in die Hände fallen.

Ohne Besinnen, in der instinktiven Ueberzeugung, dort in Sicherheit zu sein, trat sie rasch in die Zimmer ihres Oheims, in daselbe Gemach, wo sie heute schon einige Stunden verbracht hatte. Ohne zu wissen, was sie tat, schloß sie es hinter sich ab und lehnte nun bleich und zitternd an dem Türrahmen.

Sie sah, daß sie nicht allein war. Der alte Friedrich saß in seinem Sessel, zur Nachtwache für seinen Herrn bereit. Als er Sanna so eilig eintreten sah, machte er ihr hastig ein Zeichen. „Still — der gnädige Herr ist eben eingeschlafen,“ flüsterte er.

Ihr Gebaren befremdete ihn. Sie taumelte vorwärts auf einen Sessel zu und brach kraftlos in demselben zusammen. Mit einem trocknen Aufschluchzen schlug sie in bitterer Scham und qualvollem Zorn die Hände vor das Antlitz. Sie war außer sich, daß sie sich die Uarmung eines Mannes hatte gefallen lassen müssen, den sie in tiefster Seele verabscheute. Und diese Scham brannte sich so tief in ihr Herz, daß sie unfähig war von dem zu sprechen, was ihr begegnet war.

Friedrich hatte sich bestürzt erhoben, als er sah, in welchem Zustand Sanna sich befand.

„Was ist Ihnen, gnädiges Fräulein?“ fragte er besorgt im Flüsterton.

Sie stieß einen tiefen zitternden Atemzug aus. „Ich will die Nacht über hier bleiben, Friedrich — will wachen. Sie können sich ruhig auf das Sofa legen und schlafen,“ antwortete sie mit leiser, tonloser Stimme.

Der alte Diener sah forschend in ihr blasses, verfürtes Gesicht. Er wußte nicht, was es heißen sollte, daß das gnädige Fräulein plötzlich hier einbrang und nun gar die Nachtwache übernehmen wollte. Er merkte sehr wohl, daß ihr etwas Besonderes geschehen sein mußte. So fassungslos hatte er sie noch nie gesehen.

„Ich schlafe nicht, gnädiges Fräulein, wenn der Herr Professor einen Anfall bekommt, muß ich schnell zur Hand sein.“

Sanna strich sich das Haar aus dem blassen Gesicht.

„So lassen Sie mich wenigstens hier bleiben, Friedrich, und öffnen Sie die Tür nicht, sie kann verschlossen bleiben. Ich — ja ich fürchte mich da draußen.“

Sie deutete mit der Hand nach der Tür und schauerte wie im Frost zusammen.

„Wollen Sie sich nicht auf das Sofa legen, gnädiges Fräulein?“ fragte der Diener.

Sie schüttelte nur trumm das Haupt und lehnte sich erschöpft in den Sessel zurück.

Da breitete Friedrich, ohne ein weiteres Wort, eine warme Decke über sie und schob ihr ein kleines Kissen unter den Kopf.

Diese schlichte, selbstverständliche Handlung des alten Dieners trieb Sanna die Tränen in die Augen. Sie flossen lautlos über ihre Wangen und lösten die krampfhaften Aufregung.

Friedrich warnte sich distanz ab und gab sich den Anschein, diese Tränen nicht zu bemerken. Er ließ sich wieder in seinen Sessel nieder und nahm ein Buch auf, um darinnen zu lesen.

So saßen die beiden ungleichen Menschen stundenlang schweigend einander gegenüber. Endlich neigte sich Sanna's Köpfchen zur Seite. Sie war, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlafen. Der alte Friedrich betrachtete sie still eine ganze Weile und dann schob er einen Schirm vor die Lampe, damit sie das Licht nicht stören sollte.

Sanna erwachte erst, als es heller Tag war. Der Professor schlief noch immer. Das geschah oft, wenn er leidend gewesen war. Wenn ihn dann der Schlaf überfiel, hielt er sehr lange an. Oft erwachte er dann erst um Mittag und fühlte sich dann gewöhnlich wieder ganz wohl.

Verwundert rief sich Sanna den Schlaf aus den Augen und sah sich um. Friedrich nickte ihr lächelnd zu.

„Sie haben wenigstens ein paar Stunden geschlafen, gnädiges Fräulein. Im Hause ist schon alles wach. Ich glaube, nun können Sie ruhig wieder in Ihre Zimmer gehen.“

Leise erhob sich Sanna und verließ die Zimmer des Oheims. Sie begab sich hinüber nach dem Wohnzimmer, wo um diese Zeit der Frühstückstisch bereit stand. Sie fühlte sich so elend, daß sie nach einer Tasse Kaffee verlangte.

Es war alles wie sonst. Sie hätte glauben können, ein böser Traum habe sie genarrt. Am Frühstückstisch sah Tante Anna, friedlich und süßlich lächelnd, wie immer.

(Fortsetzung folgt.)

Bangemachen gilt nicht!

Von Hedwig v. Puffkammer.

Eines schönen Julimorgens — bei der Seltenheit der schönen Julimorgens war das schon ein Grund, die Dinge aus einem heiteren Gesichtswinkel anzusehen! — nahm ich meine famose, rotbunt geblühte Marktfaße zur Hand, die meine Fortsetzfrau höchst respektlos „min Schnorrebüdel!“ nennt — sie ist Meßlungerin und wir verstehen uns großartig! — und wanderte dem Stapelort aller erreichbaren Lebensgenüsse, dem Wochenmarkt, zu.

In vielen großen Städten Europas bin ich, nicht als Kauf-, sondern nur als Schaulustige, über ihre Märkte geschlendert. Ich sah in Bukarest das wundervolle Gemüß, von einer Größe und saftigen Frische, die verblüffend waren, wie es nur die fette Donau-Tiefebene hervorbringt. Sagt doch der Rumäne stolz, der Boden seines Landes sei so fruchtbar, daß ein Schmutzspritzer einen Fettsack ins Kleid macht. Ich sah das Marktgewühl auf der altertümlichen Piazza dell' Erbe, d. i. der „grünen Kräuter“ in Verona und ließ in Rom voller Entzücken die Blicke über die Blumenfülle am Fuß der spanischen Treppe gleiten oder feilschte auf der Piazza Navona lachend mit einem schönen Kind der Campagna um ein paar rote Liebesäpfel, und die römischen Brunnen jangen ihr rauschendes Lied. In Bergen startete ich verwundert auf die ungeheuerlich großen Meeresfische, die, in Viertel zerlegt wie bei uns dormalst ein tüchtiger Dohse, blendend weiß und appetitlich lockten.

Noch manchen Marktplat habe ich in heimischem und fremdem Land überquert, doch nirgends war es so behaglich, direkt gemütlich wie hier bei uns. Das größte Schieben und Drängen ist um die Obst- und Gemüsestände, und es ist eine Lust, die schönen Früchte unserer engsten Heimat zu sehen. Neben dem glasklaren Rot der „jauren Krupper“ und den gepulverten Johannisbeeren liegt, weißgelb wie fette Sahne, riesiger Blumenkohl, stehen saubere Körbchen mit Himbeeren und Erdbeeren, die schon allein der niedlichen Gestecke wegen zum Einkauf locken. „Zweieinhalb die Zurke! Nachher wird sie verischen! Reinste reichsdeutsche Zurke!“ — Die Dide schaut sich triumphierend um, es „flucht“ heute, zum „Verischen“ wird nicht viel übrigbleiben. Ganze Berge junger Bohnen und Schoten türmen sich grün und frisch, daneben leuchten rote

Mohrrüben und ein großer Tisch voll Pfefferlinge in goldgelber Brat — Erinnerungen an so manchen Pilzjagziergang durch märkisch-heimatlichen Wald werden wach — ein Seufzer will sich hochringen, und die fröhlichen Farben wollen verblasen — schnell weiter! Da kommt schon Hilfe. „Ja, Madam, man kennt schon seine Kunden. Kleiner Haushalt, kleine Velle! So is't richtig!“ Da lacht die Sonne schon wieder, und auch ich stehe lachend meine „Vollen“ in „mit Schnorrebüdel“.

Ueber die Blumenstände hinweg, die nicht viel Auswahl, aber doch entzückende Farbwirkungen bieten, geht es zum Käse und zu den Fischen hinüber, deren Düfte stärker sind als die der wenigen lieblichen Sommerfischer.

„Schwarz wimmeln da in grauem Gemisch, zu scheußlichen Klumpen geballt“ zwar nicht solche Ungeheuer wie Knochen- und Klippenfisch, aber doch sich schlängelnde, windende Male. Viel reizvoller ist der silbrig glanzstarke Hornaal mit dem erstaunlichen Schnabelmaul, oder die rosige Notzunge, und gar Steinbutt und Seezunge sehen zum Hineinbeizen aus und erinnern an hellgrüne Meeresflut, durch die ihr weißer, flacher Leib vor kurzem noch spielend dahinschwamm.

Wie zwei Inseln in einjamen Ocean stehen jenseits aller Buben, im leeren, stillen Teil des großen Platzes, zwei Zelte! Rot und lockend winkt es von da. Der kühle Morgenwind jagt die Fliegen von dem köstlichen Filet, das da am Haken hängt, ein Rostbeef, Kalbskeule — mein Gott, sogar Schweinefleisch hat der Mann — — und ich habe keine Marke mehr an meiner Karte! Dem alten Tantalus kann nicht fataler zu Sinn gewesen sein als mir, und nur das Plakat: „Fleischabgabe erfolgt nur an meine Kunden!“ — zu denen ich nicht gehöre — lindert die schmerzvolle Entsaugung, die mich überkommen wollte. Veruhigt werde ich mich wieder der Mitte zu und stehe bald vor herrlichen Gänsen und Enten und Hühnern und Tauben und Kaninchen — kurz, vor so viel eßbaren Kostbarkeiten, wie sie sich ein hungriger Magen nur wünschen — und ein dicker Geldbeutel nur leisten kann. Doch ich war nun einmal im „Entsagen“ drin und hatte auch, da ich mich darin kenne, nur wenig Geld in meinem Beutel getan — je mehr ich habe, desto mehr gebe ich aus. Aber der Verzicht war freier Wille, und alles Freiwillige hebt bekanntlich das zufriedene Selbstgefühl, während Zwang niederdrückt.

Mein „Schnorrebüdel“ war schwer genug, langsam drängte ich mich dem Ausgang zu. Da nahm ich im Vorüberstreichen noch ein prächtiges Wort von einer einfachen Frau hinter ihrem Gemüsestand mit, das sie sehr energisch einer andern sagte, die ihr scheinbar etwas vorgeklagt hatte. „Ach wat, stöhnen Se man nich so! Et jehst uns allen eja! Verhungern, nee, den Befallen dun wir ihn'n nich. Solang wa noch'n paar Froschen badienen, könn'n wa's uns loosen. Is' genug von allens da!“

Sie hatte mich nicht gesehen und jagte alles ohne Absichtlichkeit und ohne Stimmaufwand, einfach so hin, so war ihre Meinung. Wenn wir alle so denken, ohne Ausnahme, dann bleib' ich dabei: Bangemachen gilt nicht!

Plattdeutsche Kriegslieder.

Neben den zerstörenden Wirkungen des Krieges darf auch nicht all das übersehen werden, was die starke Stimmung der Gegenwart in Volksart und Volkskunst fördert und neu belebt. So verdient auch ein Zweig der Kriegsdichtung besonderes Interesse, nämlich die niederdeutsche Poesie, die in den letzten 1½ Jahren merklich aufgeblüht ist. Im ganzen niederdeutschen Gebiete Nordwestdeutschlands ist der plattdeutsche Dialekt in zahlreichen Dichtungen wieder zu verstärktem Ausdruck gekommen, und so wurde das leider zurückgegangene Interesse für die Kunst dieser Sprache in vielen

Kreisen wieder wach gerufen. Durch die Bewegung, die wie ein Sturm das ganze Volk zu Kriegsbeginn erweckte, wurden zuvörderst die vielfach vergessenen alten Volkslieder in Erinnerung gebracht. Neben diesen zumeist bis auf das Jahr 1813 zurückgehenden Liedern lebten dann auch, wie Franz Fromme im nächsten Heft von „Ueber Land und Meer“ darthut, die jüngeren Lieder auf, die während der hochdeutschen Hochflut um ihre Geltung gekommen waren. Man fand neue Beziehungen zu diesen Sängen, und heute ist z. B. ein ursprünglich auf 1866 bezügliche Lied von Robert Garbe, „Junk Döörten“ stark verbreitet. Derselbe plattdeutsche Dichter veröffentlichte auch im Weltkriege eine Anzahl von Liedern, die besonders durch ihren einfachen, zu Herzen gehenden Volkston bemerkenswert sind. So eine Strophe, betitelt „De Ktallerie“:

„Wi protzt woll up, wi protzt woll af,
Doch Protzen sünd wi nich.
Wi seggt uns' Weinunk du un bass,
Swor fallt sei in't Gewicht.
Uns' Rummelbumm, uns' Grummelbrumm,
Dei funkt: humm humm!“

Noch bekannter als Robert Garbe wurde in letzter Zeit Georg Semper, der wie Garbe seine Gedichte selbst vertont und besonders durch den ihm eigenen Humor rasch Volkstümlichkeit erlangte. Semper ist heute der bekannteste Name aus dem Kreis unserer plattdeutschen Dichter, und auch im Felde werden seine Lieder gerne häufig gesungen. Nicht unerwähnt darf bei einer Besprechung der neuesten plattdeutschen Kriegsliteratur der künstlerisch am meisten vollendete W. Seemann bleiben, der für die ersten Seiten des Krieges ergreifenden Ausdruck findet. Eines seiner besten Gedichte ist „Das Grab an der Straße“:

„Jrgendwo in Wiberghahn
Segt ich en Soldatengraff.
Barcken schüddten Bläder raf,
Un en Holtkrüz leeg ich stahn.
Sinn, de an den Rasen rögt,
Un keen Mudder hegt de Städ.
Wind, de singt to Nacht en Leed,
Wenn he sacht de Barcken bögt.
Jrgendwo liggt all dat Flag,
Wo mi eens de Rasen dekt.
Wo de Dod den Wefer rekt,
Wall nog künmt woll er de Dag.“

Der Dichter selbst wird seit dem serbischen Feldzug vermisst, und so wurde sein Lied zu einem plattdeutschen Abschiedsgruß.

3000 Mann Einquartierung.

Von Kurt Kähler (Im Felde).

Ein schöner Sommertag wollte sich zum Einschlafen fertig machen. Die purpurnen Fahnen der untergehenden Sonne flammten über den Himmel und alle Häuser und Türme unserer kleinen Stadt am Rande des Operationsgebietes standen weich und klar in den warmen Farben der Dämmerung. Es war schon still in den Straßen. Die Franzosen hielten sich in den Häusern, unsere Soldaten standen in kleinen Gruppen auf dem Markt oder unter den Türen und rauchten und schmagten.

Da sah ich, wie unfer Feldwebel mit einem Stoß Papieren in der Hand aus dem Haus der Ortskommandantur stürzt und mit langen Schritten davonheilt.

„Halloh!“ rief ich ihm nach.
„Ich muß für 3000 Mann Quartier schaffen! Bis morgen früh! Es kommt ein ganzes Regiment!“ rief er und wegte wie ein Wiesel dahin.

Unere kleine Stadt ist nur schwach besetzt. Es liegt eine Wachtkompagnie darin und ein nicht ganz vollzähliges Artilleriebataillon. Aber gleichwohl: binnen wenigen Stunden für ein ganzes Regiment mit Maschinengewehrkompanie

und Train Quartiere, Kantinen, Bataillons-Schreibstuben und Stallräume zu schaffen, ist keine geringe Aufgabe. Nur ein Feldwebel wie der unsere, ein lebendiger und gewitzter Mann, der alles wußte, alles schaffte und ohne Zweifel instande gewesen wäre, ein Armeekorps aus der Erde zu stampfen, hätte man ihn den Befehl erteilt, konnte sie lösen.

Als ich am anderen Tag aufstand, war das Regiment schon da. Bataillonsweise waren die Truppen auf langen Märschen herangekommen, um 6 Uhr morgens zogen die ersten durchs Tor der Stadt. Ich sah noch den Einzug des letzten Bataillons. Trotz des endlosen Nachtmarsches sahen die Leute gut aus; sie hatten fröhliche Gesichter und rechten die Kälte. Sie kamen aus dem ewigen Gefrach und Gepolter der Artillerie und sollten nun eine Weile ausruhen. Sie kamen aus den Gräben und Stollen und Sappen der vorderen Stellungen und sollten für ein paar Tage den schönen Sommerfrieden hinter der Front erleben, in den der Kanonendonner nur ganz schwach und beinahe traumhaft verworren hinein-klang. Das machte die Augen glänzend, das spannte die Muskeln, und der müde Schritt wurde, dicht unterm Ziel, elastisch. Ein junger Leutnant, der staubbedeckt neben seinem Zuge herschritt, machte die Augen weit auf und trank fast gierig den Anblick der recht armseligen Häuser der kleinen Stadt und des dürftigen Marktplatzes, auf dem sich aus einem jämmerlich gefornnten Sockel eine elende, gußeiserne, grün angefrischene Putte als Brunnenfigur erhob. „Gah!“ hörte ich ihn kindlich und fröhlich sagen, „das ist fein, mal wieder in einer richtigen Stadt zu sein!“ Er kam aus dem Landstreifen der schrecklich zusammengeschossenen Dörfer und der abgetnickten Bäume, wo es nur noch Unterstände und Höhlenwohnungen gab und ein ermüdendes Wandern durch schmale Verbindungsgräben und Annäherungsgräben. Nun sah er eine richtige, unzerschossene Stadt mit unversehrten Häusern, mit Straßendämmen, die von keiner Granate aufgewühlt waren. Das war ein Erlebnis, das war ein Wunder.

Wer in der deutschen Heimat glaubt, dieser schmerzhaft lange Krieg mit seinem unablässigen Trommelfeuer wilder Ereignisse und seinem nervenzerreißenden, harten Ausharren in engen Gräben, naß im Winter, schwül im Sommer, habe aus unseren Soldaten wüste Gesellen und vergrätzte Nörgler gemacht, dem wünsche ich eine einzige Stunde in der Gesellschaft dieser Soldaten, die lehmbebrüstet und staubbedeckt aus den vordersten Stellungen kamen. Sie trugen draußen, in der Front, alle ihr Räckchen Leid, Entbehrung und Arbeit und Todesbereitschaft, aber nie erlebte ich eine rührendere Anpruchslosigkeit und eine herzhaftere Fröhlichkeit. Diese Männer jeglichen Alters waren ernst und sorgenvoll, wenn sie an die Not ihrer Frauen und Kinder und Eltern in der Heimat dachten, aber sie hatten ein heiteres Gesicht, wenn sie von dem harten Leben in den Stellungen sprachen. Der Tod, der sie da draußen ständig umluert, ist ihnen nur noch ein Gleichnis für das Leben; sie fürchten ihn nicht, spüren durch seine ständige Nähe nur um so stärker ihr pochendes Blut. Sie lernten, sich an Entbehrungen zu gewöhnen und an den Blumen, die sich an den Rändern ihrer Gräben bunt entfalteten, wie an auserlesenen Kostbarkeiten zu erfreuen. Sie erkannten, daß ein in körperlicher und seelischer Kameradschaft erduldetes Leid nicht schwächt sondern erhebt. Sie erfuhren, daß nicht die flammende Begeisterung auf die Dauer das Große schafft, sondern die Zähigkeit des Willens, die Kraft des Charakters. Das alles machte aus unseren Frontsoldaten, nicht aus allen, aber aus den meisten, Männer von einer ganz neuen Ursprünglichkeit, von einer neuen Klarheit und Strenge des Denkens, von neuer Entschlossenheit des Handelns und neuer Gradheit des Gefühls. Wenn alle diese Männer,

Rechtsanwälte oder Bauern oder Kaufleute oder Arbeiter späterhin in die Heimat zurückkehren, dann wird ein neues Leben in Deutschland beginnen; ich spürte, wohin ich kam: da, wo die Mauer aus Menschenleibern und Eisen und Feuer sich gegen die Feinde türmt, da bildet sich das starke, hochgemute aufrechte Deutschland der Zukunft.

Das war ein wunderbares Ausruhen in der kleinen, stillen Stadt, zehn Meilen hinter der Front, und in den Gehöften ihrer Umgebung.

Die Soldaten lagen, oft unausgekleidet, in den ausgeräumten Stuben auf Holzwohle und Decken dicht nebeneinander und schiefen sich die Müdigkeit aus den Gliedern, als ruhten sie in königlichen Betten. Es war, als wären diese Dreitausend ein einziger, wohlighingestreckter Körper, als wogte des Nachts der ruhige Atem eines erlösenden Schlafes wie eine unsichtbare, bebende Wolke über den Häusern der Stadt. Tagsüber freuten sich die Männer wie die Kinder auf jede Mahlzeit, und manche, die früher gewohnt waren, von reichen und sorgfältig gedeckten Tischen zu essen, löffelten mit wahrer Andacht



Gute Kameraden.

die dicken, guten Suppen aus ihren blechernen Kochgeschirren, die sie zwischen den Arien hielten. Eine Welle von Fröhlichkeit und Sorglosigkeit, die aus dem Behagen der Ruhe kam, strich hell über alle hin. Und die Stielkeit ermachte. Sie bürsteten ihre Kleider und pугten die Koppelschlösser, sie ließen sich von den Barbieren unter den Kameraden die stacheligen Bärte abtragen und stürzten sich auf jeden Eimer Wasser, um an Gesicht und Händen immer wieder das lang entbehrte Wunder einer grünlichen Waschung zu vollziehen. Überall wurden Stuben gewaschen, Fenster gepußt, Höfe gefehrt. Kein Schützen-grabendreck hat den Sinn für deutsche Sauberkeit vernichtet können.

Es gab kein Bier in den ersten Tagen. Keiner murkte. Sie tranken Selterswasser und Brause-limonade. „Zu Hause gibts jetzt auch weniger Bier!“ Des Abends spielte die Regimentsmusik auf dem Marktplatz. Das war immer ein wahres Volksfest. Und wenn die Kapelle Schluß machte, beendete ein Spaziergang durch die üppigen Felder und Wiesen der Umgebung den Abend, bis der Zapfenstreich klingend zum Schlafen rief.

Es kam eine Nacht, da war der ferne Horizont im Nordwesten vom Mündungsfeuer der Geschütze schwach erhellt und das Rollen eines weit entfernten Schloßentengewitters brandete schwer und dumpf zu uns herüber. Wir sahen die Leuchtflugel der Franzosen weiß strahlend sekundenlang in der Nacht stehen und wir wußten alle: das ist der ungeheure, letzte Ansturm der Feinde gegen die deutschen Mauern, über Zehntausende braver Kameraden ergießt sich unbarmherzig die flammende Wut der Geschosse.

In dieser Nacht schriem die Trompeten Marm.

Sie fuhren alle aus dem Schlaf und erschrafen: die Lage des Ausruhens waren dahin. Sie packten mit ersten Gesichtern ihre Tornister, sie rollten Zelstahnen und Mäntel. In den Bataillons-Schreibstuben summten die Telephone. Keiner wußte, wohin es gehen sollte, sie wußten nur das eine: es ruft der Krieg. Einer, ein junger Burtsche mit schmalen, zartem Gesicht sagte leise: „Behüt dich Gott, es war so schön gewesen...“, aber da piff ein anderer den Hohenfriedberger, und der Schmale, Blonde piff mit.

Als der Morgen mit feuchtem, kühlem Licht heraufdämmerte, verließen die Bataillone die Stadt. Der Regimentskommandeur ließ die Truppen an sich vorbeimarschieren. Ein junger Leutnant, schmal und schlank, mit gut sitzendem Helm über'm feinem Kindergesicht, den strahlenden Glanz der Erwartung und des Erlebens in den Augen, ging stramm neben seinem Zuge her und schmiß die Beine, als schritte er Parade vor dem obersten Kriegsherrn. Und dann marschierten sie alle vorbei, die tapferen, entschlossenen Kameraden, die ich in diesen Tagen kennen gelernt hatte, der fröhliche Barbier aus Köln, der unermüdllich die Blut seiner „Kölsch Krätzers“ über die Kameraden ausschüttete, der Kunst-maler, der in den wenigen Tagen die Wände seines Quartiers mit bunten Fresken bedeckte, der Zimmermann, der Bänke für die Kantine und Bettstellen für die Schlafstuben gezimmert hatte, der lange Schuster aus Koblenz, der unermüdllich die tollsten Melodien aus seiner Ziehharmonika herausquetschte, und der magere Komiker, bei dessen Vorträgen die dünnen Wände der französischen Quartiere vom Lachen der Leute erzitterten.

Die Sonne stieg am Himmel empor und warf ihr Licht über die ausziehende Truppe. Da sah ich nicht mehr den einzelnen. Da schmiedete das Leuchten der Sonne einen goldenen Panzer um diese Truppe, die der Marmruf der Trompeten aus der Ruhe auf-geschwehrt hatte, schmolz ihre Körper und Seelen ineinander, und sie waren alle, Offiziere und Mannschaften, eine schön dahinrollende Woge, eine fürchtbare, von einem höchsten Willen geleitete Waffe, die ihre blitzende Schärfe dem Feind entgegenkehrte... im Strahlen der Sonne, die auch über Deutschland glänzte, ein schimmerndes Symbol der unzerstörbaren deutschen Kraft.

Kriegs-Allerlei

Die Kanonade mit Vogelgesang. Unter den zahlreichen bisher bekanntgewordenen Berichten über das Verhalten der Tiere im Kampfgebiet bildet das Benehmen der Vögel in der Feuerzone ein besonders interessantes Kapitel. Auch während des fürchterlichen Trommelfeuers, das eine Woche lang dem Infanteriesturm der Engländer und Franzosen an der Somme voranging, wurden neue Beobachtungen über die Wirkung der Kanonade auf die Vögel angestellt. Erstaunlicherweise stimmen sämtliche diesbezüglichen Meldungen darin überein, daß die Vögel sich durch den Lärm der schweren Geschütze keineswegs verschüchtern lassen. Wie ein englischer Artillerist der „Times“



aus dem Sommegebiet schreibt, blieben die im Bereich der englischen Schützengräben nistenden Vögel auch nach Eröffnung der Kanonade ohne besondere Anzeichen von Furcht an den von ihnen bewohnten Orten, und die einzig wahrnehmbare Wirkung des Kanonengeheul's auf sie bestand darin, daß alle Vögel ihren Gesang verdoppelten, als hätten sie es darauf abgesehen, die Donnerschläge der Geschütze zu übertönen. Besonders die Lerchen, Aukud's und Ummern sangen um so eifriger, je heftiger die Kanonade wurde, und des Nachts schlagen die Lerchen inmitten des tobenden Orkans. Eine nähere Erklärung für dieses merkwürdige Verhalten der Vögel konnte bisher nicht gegeben werden.

In der „Völler Kriegszeitung“ lesen wir:

Sächsisches. Als alter Krieger bin ich schon mit fast allen deutschen Stammesbrüdern in diesem Kriege zusammengewesen. Habe in dem kleinen Gärthchen vorm Unterstand „Die gut württembergisch allerwege“ gelesen. Man hat den derben Berliner Witz verstehen gelernt und wiederum den Bayern über den Berliner herziehen hören und seinem wilden „Sjakra, Bergottsajakra“ lächelnd gelauscht. Nun war uns das Glück hold, und wir konnten uns, drei Brüder, auf Urlaub in unserem schönen Dresden wiedersehen. War das eine Freude! In fröhlicher Runde drohen die kriegerischen Umgang'sformen durchzubringen. Ich entschuldige das mit den bekannten Worten, daß dieser Ton bei den Preußen so üblich sei, „rauh, aber herzlich“. Da sagt mein Bruder in aller Ruhe: „Bei uns heißt's: gemiedlich und gemeene.“ Weiter kamen wir im Glück darauf zu sprechen, daß dem alten Landier auch mal eine trübe Stunde blüht, daß sich aber immer ein Kamerad findet, der einem mit fröhlichen Worten und einem „Stächchen“ d'rüber weg hilft. „Sezamal“, erzählt da der andere Bruder, „draf' ich o en alb' Kamerad'n, der liez'n Klubb so häng'n. Ich begriez'n freindlich. S' hat aber gar keine Wirkung. Da frag ich'n: „Na, was hast du'n, du machst ja e Gesicht, als hädd'n dir de Stiehrer de Budder pum Brode gefress'n?“ „Zaa,“

sagt er, „ich ess' schon lange Marmelade.“ — Da war es mal vorbeigelungen.

Ich gehe vor einigen Tagen in meiner Eigenschaft als Verbindungs-offizier der schweren Artillerie den vorherigen Kampfgraben ab. In einer Cappe frage ich den Posten: „Na, was gibt es denn da draußen gar so Interessantes, daß Sie so angestrengt durch den Sehschütz linjen?“ Der Posten rührt sich kaum, streckt nur abwehrend den einen Arm nach rückwärts und antwortet mir im biedersten Sächsisch: „Stären Se mich bitte nich, Herr Wachmeister, ich habe enen wichtigen Auftrag. Ich muß uff'n Frieden uffpassen —, der soll sich nämlich schon unterwägs sin.“

Hier in M. sind Sachen einquartiert. Eines Tages geht ein „gemietlicher“ Sache an einem Marinezahlmeister vorbei, ohne ihn zu grüßen. Der Zahlmeister ruft dem Manne nach: „Seken Sie keinen Marinezahlmeister??!“ — Der Sache: „Ree, mein Autefer, wie soll er denn heezjen?“

Wenn Linsingen kalt raucht. General v. Linsingen, der siegreiche Feldherr an Stru und Strupa, ist, wie viele unserer ruhmgekrönten Heerführer, ein starker Raucher, und die geliebte Zigarre begleitet ihn vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Selten, daß er das „Nervenkraut“ mal aus der Hand legt; geschieht's aber wirklich einmal, dann sind außergewöhnliche Umstände der zwingende Anlaß. Erzellenz raucht sozusagen immer, und er raucht offenbar dann am intensivsten, wenn die Zigarre . . . gar nicht brennt. Wenn der berühmte Heerführer nämlich seine Schlachtpläne konstruiert und die nächsten Operationen sozusagen im Geiste verwirklicht, dann hat selbst die Zigarre nicht Raum in seinem Gedankenkreis, und die Havanna, die eben noch würzige Wälkchen emporenirbelt, verflöcht unbeachtet. Erzellenz wandert dann mitunter viertelstundlang im Zimmer auf und ab, zieht dann und wann heftig

und intensiv an der Zigarre, die inzwischen längst erkaltet, und . . . setzt, in tiefes Nachdenken versunken, die Wanderung fort. Das wiederholt sich vielleicht zwölfs-, zwanzigmal; Erzellenz raucht immer noch „kalt“ und dreht, wie unbewußt, die Zigarre zwischen den Fingern. Plötzlich hat das Auf- und Abwandern ein Ende; der Feldherr tritt an den großen, mit Karten und Stizzen überdeckten Arbeitstisch, überfliegt die farbige markierten Gesicht'sstellungen, verfolgt mit dem kleinen Finger der rechten Hand eine bestimmte Linie, führt mit der Linken die Zigarre zum Munde und tut gewohnheitsgemäß einige Züge, ohne indessen seine Aufmerksamkeit vom Kartenblatt abzuwenden. Plötzlich richtet er sich straff empor, tut abermals ein paar Züge, stutzt erst, greift dann rasch zum Feuerzeug auf dem Tisch und setzt die Zigarre, die er eine halbe Stunde hindurch „kalt geraucht“ hat, in Brand. Kräufl'n sich dann die ersten Wälkchen des düftigen Krauts, dann schirilt die Glocke zum Adjutantenzimmer, Befehle werden erteilt, Anweisungen gegeben, und Erzellenz ist in vorzüglicher Laune. Wir wissen schon: der verehrte Feldherr hat wieder mal „kalt geraucht“, und, während er sogar die geliebte Zigarre vergaß, dem Feinde um so intensivere Aufmerksamkeit gewidmet. Heute, morgen oder übermorgen werden die Russen die „ungebrannte Mähe“ seiner Havanna sicherlich nachdrücklich zu spüren bekommen!

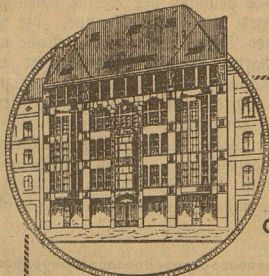
Heiteres

Aus dem „Mladderadsch“.

Französischer Journalist: „Was sagen wir über das deutsche U-Boot in Amerika?“ — Chef: „Wir bestreiten seine Existenz.“ — Journalist: „Zit das nicht zu grob gelogen?“ — Chef: „Bewahre! Dies U-Boot ist ja in Wahrheit eine deutsche Erfindung, und was seine Landung — in Amerika betrifft, so sagen die Deutschen selbst, es sei noch nicht da-gewesen.“

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegraphaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland

dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Fatal! So hatten wir es nicht gewollt!" jagte Asquith zu Grey. „Der Krieg sollte Deutschland unter die Erde bringen, aber doch nicht unter die See.“

Die Ozeandurchschneidung des deutschen U-Bootes hat die englischen Seeoffiziere stark verstimmt. „Wo soll man denn noch unter sich sein," fragen sie, „wenn man überall ein deutsches U-Boot unter sich haben kann?"

Aus den „Lustigen Blättern“.

Gepfänfel. „Mo, Miese, heute siehst Du wieder aus — direkt zum anbeißen!" — „So? Aber die Fleischkarte gibt's nur auf dem Standesamt!"

Wohllang. Ein deutscher Faktoreibesitzer in Ostchina hatte seinem Kuli, Namens Ko-Lu, den Auftrag gegeben, gewisse Waren im Hause umzulagern. Während er auf der Veranda sitzt, hört er im Innern des Gebäudes ein starkes Gepolter. Er schickt seinen Sohn hinein, um zu sehen, was da passiert wär. Der kommt zurück und sagt: „Nichts Besonderes, Vater: der Kuli Ko-Lu ist mit zehn Kilo Kali in den Keller gefullert!"

Kleiner Aufschub. In einer kleinen Wirtschaft der Weddingvorstadt sitzt ein Gast, der seine Tasse ausstüffelt und dabei „Kellner, zahlen!" ruft. — Der Gauymed erscheint: „Sie hatten einen Kaffee, — auch Kuchen dazu?" — „Nein, den hatte ich nicht. Aber Sie bringen mich da auf eine ganz gute Idee. Geben Sie mir doch erst noch ein Stück Kuchen." — „Wer hab'n keenen. Immer bloß Mittwoch und Sonntag."

Pariser Kaffeegespräch. „Der Krieg, mon cher, ist wie ein Kino. — Die besten Plätze sind hinten."

Aus den „Liegenden Blättern“.

Kriegskühe. Bawett: „Madam, was koch' mer dann heit?" — Madam: „Ach, ja, Bawett, hacht recht, was koch' mer heit! Ein' dann kaa'

Mischelchen mehr do?" — Bawett: „Jaja, Madam — vun vor-vorgechtern hawwe' mer noch 'n Keller Bohne'nup', e' Schückelche Kindflääch un' e' bische' Wärdich — vun vorgediertn sin' noch drei Dampfpuhle do un' e' Häffelche' voll Mha-barwer, un' gediertn is e' halb Kalbschmittel, e' Klänigkeit Kohlrawe un' e' Schüffelche' Kartoffel-salätche' inwrig gebliwwe." — Madam: „Na, awwer Bawett, was brauchst du dann do noch lang un' bräat zu froge? Dreh' halt alles durch die Maschin' — du zwää ugewäächte Wasserwek un' 'n halwe Eidotter dergu, un' mach' 'n Sachbrat' d'raus."

Nobel. Richter: „Wollen Sie Berufung einlegen?" — Angeklagter: „Ne, bei dem gegenwärtigen Mangel an Richtern will ich verzichten."

Das kleinere Uebel. Landsturm löbt. Ein ziemlich breiter, mit Wasser gefüllter Graben ist zu überpringen. Die Leute zögern. „Leute!" schreit der Feldwebel. „Was schaut ihr lange. Wer nicht springt, den sperre ich ein, verstanden, und wer ins Wasser fällt, den sperre ich auch ein, verstanden!" Einige springen. Nur der dicke Doktor macht keine Anstalten. „Schulze!" schreit der Feldwebel, warum springen Sie nicht?" — „Zu Befehl, Herr Feldwebel," lautete prompt die Antwort, „ich will lieber trocken eingesperrt werden, als naß!"

Aus dem Felde. Bei den Feldpostkarten der Soldaten steht vorgedruckt: „Geschrieben am...“ Infanterist Knollinger sinnt lange nach, was da hingehört und schreibt endlich: „Geschrieben am Bauch."

Fatale Beschreibung. Fräulein (zum Dienstmädchen der Verwandten, von dem sie an der Bahn abgeholt wird): „Sie schienen mich zuerst nicht zu erkennen; hat Ihnen mein Kesse keine Beschreibung von mir gegeben?" — Die dienstmädchen: „O doch! (gutmütig): Aber so schlimm ist's in Wirklichkeit gar nicht, gnä' Fräulein!"

Die gekränkte Tante. Tante (mit der Nichte am Fenster liegend): „Welch eine Dreistigkeit von den beiden Herren da drüben, uns fortwährend Auszhände zuzuwenden!" — Nichte: „Ich werde vom Fenster weggehen; vielleicht unterlassen sie's dann?" — Tante (nach einer Minute, zornig): „In der Tat... so eine Unverschämtheit!"



Müller. Wat is denn det for'n Bindestrich bei die Amerikaner deutscher Abstammung? Schulze. Det is der Strich, aff dem Wilson sie hat. Müller. Und sie ihn. Schulze. Doch richtig. („Kladderadatsch")

Rästel-Ecke

Rästel.

Ich Tochter eines Straßwärters
Bin noch unglücklicher als er.
Wein Lox ist hart. Ich träge sehr,
Vermengt mit reicheren Gefährten.
Wenn ich ans Licht gezogen werde,
Verläßt bald mein Erzeuger mich,
Und denkt nie wieder väterlich.
Ich habe niemand auf der Erde,
Wer mich erkannte, meidet mich,
Und sucht mich weiter fortzuschaffen.
Die ganze Welt — o fürchterlich!
Ist gleichsam gegen mich in Waffen;
Beherbergt einer mich aus Guld,
So hat mein Aussehen ihn gewonnen.
Ward meine Brüftung kaum begonnen.
Erst' ich ob des Vaters Schuld,
Ich künfte hier und dort im Stitten,
Unschuldig trohend dem Verbot;
Ach, ich bewirte wider Willen
Des Vaters Unglück oder Tod.
Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung der Rästel in voriger Nummer:
I. Vergeben. — II. Dod.

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstrasse 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 und 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	1,—
1914er Remicher	1,10
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer-Weine

1908er Gensinger	1,10
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	2,—

Rot- und Bordeaux-Weine

St. Laurent	1,40
1911er Cru du Moulin	1,60
1909er Saint Seurin	1,75
1911er Cru Bayle Soussans	2,—

Als Spezialität empfehlen wir:

Französischer Rotwein	per Ltr. 1,75
Obermoseler	1,10
Edenkobener	1,10
Tarragona (rot) portweinähnlich	2,25

In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.
In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Kaufe mein Bett.

hochfein, bist Daunendeck, große Pfischel, Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 18 Pfd. Jacinthen-Edelweid u. Salsbännen, das Gebett M. 32,—, bestes Bett mit Daunendeck M. 55,—, feinstes hersehend. Daunendeck M. 60,—, drei-schläftig jedes Bett M. 5,— mehr. Wichtigste! Geld zurück Bettfedern billig.
Katalog frei. 35.000 Kunden.
Bettfabrik Th. Kranefeld, Kassel 44.
Bestelltes und größtes Versandhaus daf.
Verkaufsfrei ohne Bezugschein.

Blitz-Strick-Wolle

liefert auch an Private (Muster frei) die Erfurter Garnfabrik
Hoflieferant in Erfurt G. 247.

Gegen **Hämorrhoiden** ist das Beste

Aphanodan (ges. Zäpfchen — Salbe, Pulver und Tee. Alle 4 Mittel zus. 10,— M. Porto extra. Gegen Nachnahme.
Apotheker F. Pollack, Friedberg a. Qu.

Musiknotenmappe mit Notenpult

„Susanne“
(Patent Frau Joachim-Chaigneau)
Preis in Cassio M. 4.—
Zu beziehen durch
Preussische Verlagsanstalt
G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstraße 50.

Rilfishes in Autotypie und Strich
Wilhelm Greco, Berlin SW 68, Ritterstr. 50

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Gebet des Kaisers

von Harry Sheff
für eine Singstimme mit Klavierbegleitung

von Oskar Pasch
Königl. Professor und Musikdirektor

Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50

In unserem Verlage erschien:

Preussisches Fischereigesetz

Nach den übereinstimmenden Beschlüssen beider Häuser des Landtages vom 22. und 31. März 1916

Amtliche Ausgabe

Preis 50 Pfennig sowie 10 Pfennig für Porto gegen vorherige Einfindung des Betrages.

Bei Bezug von Waren bitten wir höflichst, sich stets auf dies Blatt zu berufen.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18. — franko.**

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . . Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . . Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . . Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . . Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . . Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . . Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . . Friedberg (Oberbay). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beziehen zu lassen.

Dr. A. A. . . . Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . . Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . . München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . . Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . . Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . . Koshelm. . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 3 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen...

Dr. N. . . . Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . . Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . . Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . . Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Bädokuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Gedruckt und Anzeigen: Fritz Eisold, Neudamm. — Verlag: Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 88. — Notationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin SW 68.